

Von Alfred Brinkmann, Wien-Korrespondent

Aus dem „Berliner Tageblatt“, Wochenendausgabe vom 1./2. April 2006

## Die Langsamkeit der Wiener

In Berlin legen die Passanten im Schnitt 1,44 Meter pro Sekunde zurück. Die Wiener nur 1,39. Haben zumindest quicke deutsche Urbanisten herausgefunden. Die Wiener sprechen also nicht nur langsamer – weil sie jeden Umlaut zu einem mindestens dreifachen Umlaut kombiniert mit einem Diphthong machen müssen: Aus dem hochdeutschen „was?“ mit Normal-“a“ machen die Norddeutschen ein zackiges „wasss?“ mit Hochgeschwindigkeits-„a“ und die Wiener ein barock elaboriertes „wooaas?“, in dem nicht nur die Verwunderung eines an Veränderung nur unwillig beteiligten Großstädtlers in Alpenrandlage zum Ausdruck kommt, sondern auch die Lust an der Modulation, an der Sinnlichkeit des Sprechens an sich ohne Rücksicht auf eventuelle Inhalte.

Und das braucht seine Zeit.

Die sich die Wiener und die sie umgebenden Niederösterreicher trotz ihrer exorbitanten Lust am Schimpfen einfach nehmen. Norddeutsche Schnellsprecher, deren Bemerkungen und Anweisungen in maschinenartigen, hoffentlich freundlich gemeinten Satz-Salven untergehen, wird man in Wien nicht finden. Was kein Nachteil sein muss.

Aber wie gesagt: Sie gehen auch langsamer. Verglichen mit dem Durchschnittsberliner zumindest. Vielleicht sind die Salzburger oder Grazer noch langsamer? Zumindest sind ihre Städte noch kompakter als Wien oder erst recht Berlin. Das Zentrum von Wien kann man gemütlich in weniger als einer halben Stunde diagonal durchschreiten. Das ist in Berlin unmöglich. Zunächst: Welches Zentrum? Es gibt mindestens zwei, mit dem Potsdamer Platz drei, und man weiß nicht, wo sie aufhören und anfangen. Und dann sind die Straßen auch in der Innenstadt oft so breit, als hätten sie Autobahnen werden sollen (was einige auch wirklich bis in die 70er Jahre werden sollten!). Hier fühlt man sich als Fußgänger oft so überflüssig, dass man diese Orte im preußischen Stechschritt schnell hinter sich bringen will. Und nur am Kudamm oder in der unmittelbaren Umgebung des Hackeschen Marktes und einigen wenigen Einkaufsstraßen in den einzelnen Bezirken kann man wirklich zu Fuß flanieren und trifft alle Meter auf urbane Vergnüglichkeiten.

Anders in Wien: Hier sieht fast das ganze Stadtgebilde, nicht nur der erste Bezirk, aus wie Berlin nur an den genannten seltenen Stellen: kompakt, kleinteilig, urban in einem wahrscheinlich altmodischen Sinn. In Wien hat man eher das Gefühl, das Autos und Fahrräder zu den unerwünschten, in die Stadtstruktur nicht passenden Utensilien gehören. Den Fußgängern kann es egal sein, dass fast jede Gasse eine Einbahnstraße ist, weil sie zu schmal ist, um Gegenverkehr zuzulassen. Was das Auto- und Radfahren zumindest für Nichteinheimische trotz überwiegend ortogonalem Straßenschnitt zu einer Herausforderung des Orientierungssinnes macht. Der direkte Weg führt nie zum Ziel. Man muss immer erst zweimal rechts abbiegen, um dann wieder zweimal links abzubiegen, statt einfach geradeaus fahren zu dürfen. Man ahnt: Das dauert auch.

Und warum heißen die Straßen in Wien Gassen? Klingt das nicht nach: Hier soll man zu Fuß gehen und nicht vierspurig durchbrausen? Wien ist ein Paradies für Fußgänger. Berlin der Alptraum. Man wundert sich, warum es auch in Berlin Flaneure gegeben hat und wohl immer noch gibt. Schon als Radler ist man in Wiens Gassen zu schnell, um alle Sensationen zu entdecken, die einen typisch wienerisch nicht immer auf den ersten Blick anspringen. Da stehen auf den Klingelbrettern feine Hinweise auf exquisite Handwerksbetriebe oder Agenturen für alle möglichen Lebensfragen im 2.Stock oder im Hof. Da verstecken sich hinter verstaubten Scheiben Geschäfte mit sehr originellem und hochwertigem Angebot. In

Ottakring gibt es zum Beispiel einen Laden, der hat sich auf Kugeln spezialisiert, von Kugellagerkugeln bis Christbaumkugeln. In der Lindengasse offeriert ein kleines Geschäft Ersatzteile für japanisches Hifi und alte Radios. In Favoriten hat sich ein Ladenbesitzer auf Lederzubehör spezialisiert, also nicht das Leder an sich, sondern Schnallen und Ösen. Je spezieller, desto lieber. Es gibt keine Kaufhäuser in Wien, kein Karstadt, Hertie, Kaufhof. Das macht das Einkaufen vielleicht umständlicher, aber auch befriedigender, weil man von echten Fachleuten beraten wird. Die Kunst der Schaufensterdekoration haben die Wiener nicht erfunden. Warum auch: Die Wiener Kaufleute müssen nicht vorbeieilende Kunden durch knallige Auslagen aufhalten. Ihre Kunden kommen eh seit Jahren oder nehmen sich die Zeit, beim Schaufensterbummel wirklich zu bummeln.

Wozu Hektik entwickeln in einer Stadt, die ohnehin mehrheitlich unter Denkmalschutz steht. Mit einer Bewohnerschaft, die sich schon immer Neuerungen eher verschlossen hat. Und damit nicht schlecht gefahren ist. Die Wiener mussten sich anders als die Berliner nicht alle dreißig Jahre neu erfinden. Sie haben einfach immer wieder ein bisserl aufgeräumt in ihrer guten Stube. Und selbst das dezente Möbelverrücken geht vielen Bewohnern schon zu weit. Neumodisches hat sich gefälligst am Stadtrand auszutoben und darf auf keinen Fall das Weltkulturerbe des ersten Bezirks stören. Allerdings erinnern sich Wiener, die in den 70er Jahren hierher zogen, mit Grausen an den damaligen Zustand ihrer Stadt, auch im weltberühmten ersten Bezirk, der damals noch nicht Weltkulturerbe war: Aschfahle bis dunkelschwarze Hausfassaden gaben die passende Kulisse für die gelebte Morbidität einer Bevölkerung, die nach dem Zerfall der Monarchie mit anschließender Inflation, Austrofaschismus, „Besatzung“ durch Nazis und Befreier einfach nur noch ungestört dösen wollte. Die passende Kulisse für den Dritten Mann und todessehnsüchtige Kabarettisten und Liedermacher – aber keine wirklich lebenswerte Stadt. Daran erinnern zwischen den mittlerweile in den Urzustand zurückgesandstrahlten weißen Prachtfassaden der Ringbauten und teilweise sogar regelrecht bunten Gründer-, Barock- und Biedermeierfassaden nur noch die vom sauren Regen geschwärzte Rückseite des Naturhistorischen Museums.

Wenige Meter weiter feiern Touristen seit Jahren jeden Sommer gemeinsam mit den Wienerinnen und Wienern ein multikulturelles Fressfest vor einer Großbildleinwand mit doch eher monokulturellem Angebot: Operetten und Musikfilmen aus der Blütezeit der heute daniederliegenden österreichischen Filmwirtschaft, mit singenden und trällernden Burgschauspielern und Schlagerstars a la „Zum Weißen Rössl“. Dazwischen ein paar Ausflüge in die internationale Hochkultur mit Opernfilmen von Visconti oder Sinfoniekonzerten mit den Wiener Philharmonikern und Herbert von Karajan. Kein Film jünger als 15 Jahre. Dieses Fest vor dem Rathaus hat Helmut Zilk erfunden, ein Bürgermeister, der in den 80er Jahren einer vor sich hin modernden Metropole wieder Leben eingehaucht hat - unter anderem mit der Belebung des öffentlichen Raumes.

Das Rathausfest ist immer gut besucht. Hier trifft sich die gehobene Beamtenschaft aus den umliegenden Ämtern, hier leeren Geschäftsleute noch im Dienstanzug ihr Feierabendbier. Überraschend viele gut aussehende Frauen mittleren Alters laden zum Flirten ein. Das Filmangebot kann die Wiener eigentlich nicht hierher locken, die Vorführungen beginnen ohnehin erst bei Einbruch der Dunkelheit. Vielleicht liegt es am kulinarisch durchaus gehobenen Angebot. Hier brutzeln einige der besten Gastronomen der Stadt.

Die Hälfte des Publikums stellen wie im Sommer überall in der Wiener Innenstadt Touristen. Das lieben sie an Wien: Gemütlichkeit gepaart mit gut abgehangener Kultur. Und müssen, wenn es dunkel wird und die Filmvorführungen beginnen, stehen, denn die einheimischen Pensionisten haben schon Stunden vorher alle Sitzplätze okkupiert, um zum singenden und brabbelnden Hans Moser gemeinsam schunkeln zu können. Ach schön war's in den 50er Jahren in Österreich, als niemand was von alten und neuen Nazis wissen wollte. Als alle Häuser grau waren am Donaukanal, und keiner etwas ahnte von Döner Kebab, Sushi-Bars oder Hochhausprojekten am Stadtpark.

